

Klaus Wolf

Differenzen zwischen Herkunftsfamilie und Pflegefamilie: Unterschiedliche Familienkulturen und Übergänge

Das Leben in der Pflegefamilie unterscheidet sich oft deutlich von dem in der Herkunftsfamilie. Diese Differenz ist intendiert. Die Gründe, die zu einer Herausnahme aus der Herkunftsfamilie oder zum Wunsch der Eltern führen, dass ihr Kind für kürzere oder längere Zeit in einer anderen Familie untergebracht werden soll, liegen meist darin, dass in der Pflegefamilie bessere Entwicklungsbedingungen erwartet werden. Die Unterschiede werden von Kindern, wenn sie nicht bereits als Säuglinge in die Pflegefamilie gekommen sind, auch oft sehr deutlich empfunden: Sie erleben dann eine völlig andere Lebenssituation.

Diese Differenzerfahrungen werden hier als ein Wechsel von einer Familienkultur in eine völlig andere Familienkultur interpretiert. Das Konzept der Familienkultur soll daher zunächst kurz vorgestellt werden. Anschließend ist zu klären, ob Pflegefamilien und Herkunftsfamilien jeweils einen speziellen Typus von Familien mit jeweils gemeinsamen Merkmalen darstellen. Sind sich die verschiedenen Pflegefamilien so ähnlich, dass generalisierend von „den“ Pflegefamilien und ihnen allen gemeinsamen Merkmalen gesprochen werden kann? Gelten auch für „die“ Herkunftsfamilien allgemeingültig spezifische Merkmale? Es wird sich schnell herausstellen, dass solche vereinheitlichenden, idealtypischen Konstruktionen weder die Vielfalt der Herkunftsfamilien und schon gar nicht die der Pflegefamilien erfassen können, sondern eher zu stereotypen Vorstellungen verführen. Dann bleibt also die Untersuchung im Einzelfall: Wie unterscheidet sich bei diesem Kind das Leben in seiner Herkunftsfamilie von dem in seiner Pflegefamilie? Aus einer Serie von Interviews mit ehemaligen Pflegekindern lassen sich einige Aspekte herausfinden, die auf typische Differenzen verweisen, also solche, die häufiger auftreten und damit auch als Analysekategorien für den Einzelfall verwendet werden können.

1 Wechsel von Familienkulturen bei Pflegekindern

Die Forschungsgruppe Pflegekinder der Universität Siegen hat seit ihrer Gründung im Jahr 2006 in verschiedenen Forschungsprojekten zahlreiche biografisch-narrative Interviews mit ehemaligen Pflegekindern geführt. In diesen – oft länger als drei Stunden dauernden – Interviews erzählen die Pflegekinder sehr konkrete Erinnerungen über ihr ganzes bisheriges Leben.¹ Wenn die Kinder nicht gerade als Säuglinge in ihre einzige Pflegefamilie gekommen sind, berichten sie auch – und zwar oft sehr ausführlich und eindrucklich –, wie sie ihren Wechsel von einer Familie in die andere erlebt haben. Das kann sich auf den Wechsel von der Herkunftsfamilie in die Pflegefamilie beziehen, aber auch auf den Wechsel von einer Pflegefamilie in eine andere, denn eine Platzierung in einer Pflegefamilie bedeutet leider nicht zwangsläufig eine hohe Stabilität und Kontinuität.

Die intensive Auseinandersetzung mit dem Erleben dieser Übergänge hat Daniela Reimer dazu gebracht, diese Wechsel als Wechsel von Familienkulturen zu betrachten und dazu den Begriff der

1 Reimer, D./Schäfer, D./Wilde, Ch., Biografien von Pflegekindern – Verläufe, Wendepunkte und Bewältigung, in: Wolf, K. (Hrsg.), Sozialpädagogische Pflegekinderforschung, Bad Heilbrunn 2015, S. 13–42.

Familienkulturen theoretisch genauer herauszuarbeiten.² Dazu hat sie sich mit dem Kulturbegriff in der Philosophie und neueren Entwicklungen in den Kulturwissenschaften befasst, um schließlich das Konzept von Familienkulturen zu beschreiben.³ Sie fasst das so zusammen:⁴

„Eine Familienkultur kann ... als ein relativ dauerhaftes, aus dem Bedeutungssystem und den Vorstellungen, die die verschiedenen Mitglieder und Akteure mitgebracht haben, gemeinsam entwickeltes System von Bedeutungen definiert werden. Die Bedeutungen treten in symbolischer Gestalt auf und drücken sich in symbolischer Form aus. In den Handlungen der Mitglieder realisiert sich die Familienkultur. Abhängig von der Dauer und Intensität des gemeinsamen Lebensvollzugs sowie den Vorerfahrungen der Mitglieder und Akteure kann sich eine Familienkultur mehr oder weniger einheitlich bzw. widersprüchlich darstellen. Als Akteure werden all diejenigen Personen bezeichnet, die über einen längeren Zeitraum in der Kultur anwesend sind. Der Mitgliedsstatus dagegen ist an das subjektive Empfinden der Person gebunden, kurz: Mitglied ist, wer sich selbst als solches definiert. Familienkulturen sind subjektive Größen, das heißt, sie können sich aus der Sicht der verschiedenen Akteure und Mitglieder sehr unterschiedlich darstellen.“

Die Repräsentation der Kultur und Familienkultur in Symbolen beschreibt sie so:

„... als Symbol kann all das dienen, mittels dessen sich die Mitglieder mitteilen und das auf grundlegende Bedeutungen hinweist. Symbole können sowohl stofflicher Natur sein (z. B. Wohnungseinrichtung), als auch nicht-stofflicher (z. B. Zeiteinteilung oder Kommunikation).“⁵

Hans-Joachim Schulze hat schon 1996⁶ auf den Eigensinn jeder Familie hingewiesen und ausgeführt:

„Dementsprechend ist Familienkultur als Merkmal einer besonderen Gruppe, der einzelnen Familie, zu entfalten und als Wertvorstellungen, Denkweisen, Rituale, Umgangsformen, Entscheidungsleitlinien und -verfahren und Geflogenheiten zu begreifen. Jede Familie wird somit prinzipiell als eigene ‚kleine Welt‘ ... angesprochen.“

Er führt dann mit vielfältigen Hinweisen auf entsprechende Untersuchungen 19 Dimensionen an, in denen Familienkulturen beschrieben werden können⁷. Ich fasse sie hier etwas anders geordnet zusammen:

- Freizeitaktivitäten einzelner oder mehrerer Familienmitglieder oder der gesamten Familie,
- Netzwerk- und Verwandtschaftsbeziehungen, Bekannt- und Freundschaften,
- belastende Beziehungen und Feindschaftsbilder,
- Umgang mit der physischen Umwelt und Naturkonzept,
- Umgang mit technischen Geräten,
- (Erwerbs-)Arbeit, Berufskonzept, Leistungsorientierung,

2 Reimer, D., *Pflegekinder in verschiedenen Familienkulturen – Belastungen und Entwicklungschancen im Übergang*, Siegen 2008.

3 Reimer a. a. O., S. 39–65.

4 Reimer a. a. O., S. 61.

5 Reimer a. a. O., S. 61.

6 Schulze, H. J., „Eigenartige Familien“ – Aspekte der Familienkultur, in: Karsten, M.E./Otto H. U. (Hrsg.), *Die sozialpädagogische Ordnung der Familie*. 2. Aufl. Weinheim, München 1996, S. 77–97.

7 A. a. O., S. 81–84.

- Gestaltung des Wohnraums,
- Umgang mit dem Körper, Sport, Sexualität, Gesundheit und Krankheit,
- Selbstdarstellung z. B. durch Kleidung und Haartracht,
- Umgang mit Massenmedien, Kino, Theater u. a.,
- Spiele, musische Tätigkeiten, Handarbeiten,
- Routinen und die darin eingebetteten Pflichten, Regeln, Rechte und Moralvorstellungen,
- Selbstversorgung, Konsum, Umgang mit Geld und Besitz,
- Zubereitung und Durchführung von Mahlzeiten,
- Feste, ihre Gestaltung und Traditionen,
- Vorlieben und Abneigungen einzelner Familienangehöriger und der Familie insgesamt,
- Zeitverwendungsmuster, Zeitplanung, Zeitverständnis.

Im subjektiven Erleben der Kinder bilden sich diese Facetten in sehr unterschiedlichen Gewichtungen ab.

Wenn zum Beispiel ein junges Kind das erste Mal bei einer anderen Familie an einer Mahlzeit teilnimmt – etwa erstmalig bei der besten Freundin mit zu Abend isst –, erlebt es die Differenzen zwischen seiner Familienkultur und der in der anderen Familie sehr deutlich und mit einigen Irritationen verbunden. Es muss zunächst herausfinden, wie „sie es hier machen“, nimmt Unterschiede wahr, wundert sich manchmal und steht vor Orientierungsaufgaben. Diese Differenzen sind auch dann relevant, wenn die Erziehungsstile der Eltern der Freundin sich von denen ihrer Eltern nicht unterscheiden und beide Familie im gleichen sozialen, materiellen und kulturellen Sektor der Gesellschaft platziert sind.

Familienkulturen sind – wie die Menschen, die sie entwickeln – eingebettet in größere Strukturen. Daniela Reimer beschreibt das am Beispiel unterschiedlicher Milieus. Wenn sich diese sozialen, religiösen oder ethnischen Milieus erheblich unterscheiden, werden die Diskrepanzen zwischen den Familienkulturen noch deutlich größer und die Orientierungsleistungen, die ein die Familienkultur wechselndes Kind erbringen muss, noch viel umfangreicher. Wenn die Herkunftsfamilie und die Pflegefamilie in sehr unterschiedlichen gesellschaftlichen Sektoren platziert sind und deutlich unterschiedliche kulturelle und religiöse Lebensstile haben, sind daher Diskrepanzen zu erwarten, die weit größer sind als die, die das Kind überbrücken muss, das bei der besten Freundin am Abendessen teilnimmt. Dies ist – außerhalb der Verwandtenpflege – sehr häufig der Fall. Die Größe der Differenz ist für das Erleben des Übergangs und die Bewältigung der Aufgaben im Übergang relevant. Familienkulturen können sich sehr ähnlich oder auch in allen zentralen Merkmalen sehr unterschiedlich sein – mit allen Abstufungen dazwischen.

Will man etwas zur Differenz zwischen den Familienkulturen in Pflegefamilien und in Herkunftsfamilien generalisierend sagen, stellt sich zunächst die Frage, ob Familienkulturen in Pflegefamilien Ähnlichkeiten zeigen und – im Kontrast zu dieser – Herkunftsfamilien ebenfalls. Dann stünden sich zwei kontrastierende Familienkulturen gegenüber.

2 Haben alle Pflegefamilien ähnliche Familienkulturen?

In Deutschland ist ein Leitbild von Pflegefamilien in der Öffentlichkeit, bei Teilen der Sozialen Dienste und bei vielen Pflegeeltern verbreitet, das die dauerhafte Beheimatung von Pflegekindern in der Pflegefamilie zum Zentrum hat. Die Kinder sollen hier aufwachsen, „Wurzeln schlagen“, sichere Bindungen entwickeln und es soll eine lebenslange biografische Verbindung zwischen Pflegekind und Pflegefamilie angestrebt und entwickelt werden. Damit zusammenhängend wird häufig ein Modell vom Pflegekind konstruiert, in dem es primär als Opfer seiner Herkunftsfamilie betrachtet wird: Die Kinder haben erhebliche Gewalt, anhaltende und gravierende Vernachlässigung oder massive sexuelle Grenzüberschreitungen erlitten und sind dadurch oft traumatisiert. Ihr Wechsel in die Pflegefamilie wird insbesondere als eine Rettung aus katastrophalen Lebens- und Entwicklungsbedingungen interpretiert. Ein maximaler Kontrast in den Lebens- und Entwicklungsbedingungen wird angenommen, extrem unterschiedliche Familienkulturen sind zu erwarten.

Es gibt Familienkonstellationen und Lebenslagen von Pflegekindern, die diesem Leitbild entsprechen. Manchmal gelingt diese tiefe Beheimatung von Kindern, die in der ersten Zeit ihres Lebens unter extrem ungünstigen Bedingungen leben mussten. Es entstehen lebenslange biografische Linien, tief verankerte Gefühle der Zugehörigkeit zu ihrer Pflegefamilie, Formen sozialer Geschwisterschaft, die bis weit in das Erwachsenenalter hinein tragen. Der Wechsel in die Pflegefamilie erscheint als Wendepunkt eines biografischen Prozesses⁸ und die Kinder erleben dabei eine elementare Veränderung ihrer Lebensbedingungen, der Umgangsformen mit ihnen und des Selbstbildes durch völlig andere Fremdbilder, wie sie sich im Zusammenleben mit ihnen ausdrücken. In dem folgenden Zitat wird dieses Erleben sehr deutlich:

„Ja es war erst mal (.) also ich konnt mich überall frei bewegen besonders mit den Jungen (...) die beiden Brüder und die ham mich so anders behandelt also da hab ich das war für mich wie ein Wunder das konnt ich gar nicht glauben ich konnt mich überall frei bewegen auch meine Entscheidungen meine Wünsche wurden hier irgendwie akzeptiert und toleriert warn auch irgendwie wollten die wissen wie es mir geht und die wollten was was mit mir machen und das Erste wo ich fast geheult hätte, war als ich hier hin also mein Bruder hat hier fern geguckt und dann kam ich hier hin und dann hat er mich gefragt (.) ich hab mich hier zu gesetzt hat er mich gefragt was ich denn gucken möchte und dieses kleine ‚was möchtest du gucken?‘ das war für mich wirklich wie ein Wunder dass jemand in diesem Alter ein männliches Wesen sozusagen ehm ja sich für mich interessiert was oder ja mich sozusagen mit einbezieht und dass ich weiß auch nich also das war für mich wirklich wie ein Wunder, das hätt ich nie gedacht“⁹

Hier berichtet eine junge Frau, wie sie als kleines Mädchen in ihre Pflegefamilie kam und verschiedene „Wunder“ erlebt hat. In ihrer Beschreibung der Besonderheiten schimmern die Merkmale des vorangegangenen Lebensfeldes – ihrer Herkunftsfamilie – durch. Am neuen Lebensort erscheinen einige Merkmale wunderbar:

- dass sie sich überall frei bewegen konnte,
- dass die beiden Brüder (d. h. die leiblichen Kinder der Pflegeeltern) sie so anders behandeln,
- dass ihre Wünsche akzeptiert und toleriert wurden,

8 Reimer, D./Schäfer, D./Wilde, Ch., Biografien von Pflegekindern – Verläufe, Wendepunkte und Bewältigung, in: Wolf, K. (Hrsg.), Sozialpädagogische Pflegekinderforschung. Bad Heilbrunn 2015, S. 13–42 und laufende Forschungsprojekte: www.uni-siegen.de/pflegekinder-forschung/research/?lang=de.

9 Reimer, D., Pflegekinderstimme. Arbeitshilfe zur Qualifizierung von Pflegefamilien, Düsseldorf 2011, S. 47.

- die anderen Menschen wissen wollten, wie es ihr geht und
- etwas zusammen mit ihr machen wollten.

Zu einer Schlüsselszene für die andersartige Familienkultur wird die Verhandlungssituation vor dem Fernseher: Dass ein männliches Wesen sie nach ihren Wünschen fragt und sie miteinbezieht, dass war eine sensationell neue Erfahrung für sie. Warum ist das ein Wunder? Behütet aufgewachsene Kinder würden all diese Merkmale als völlig selbstverständlich ansehen.

Die Leserin oder der Leser, die mit Kindern zusammenleben, könnten vielleicht den Versuch starten, ihren Kindern zu erklären, in was für einer tollen Familie mit tollen Eltern sie leben, da sie sich überall frei bewegen dürften usw. Vielleicht erleben sie dann eher empörte oder belustigte Reaktionen („das ist ja wohl selbstverständlich“ u. v. m.).

Für die junge Frau war das damals – heute ist das anders, aber sie erinnert sich eben sehr genau an ihr Erleben vor vielen Jahren – alles andere als selbstverständlich, weil sie die Welt zunächst ganz anders kennengelernt hat.

Dieser Zusammenhang zwischen der normativen Kraft der bisherigen Erfahrungen wird auch in folgendem Zitat eines jungen Mannes deutlich, der zurückblickt auf seinen Wechsel:

„Wir Kinder, wir werden aus unserm – selbst, wenn das ganz schrecklich war, aber es war mir ja vertraut sag ich mal – rausgerissen und kommen hier hin in was ganz, ganz Neues. Und wenn ich mir vorstelle, ich wär getrennt gewesen, dann hätte wär – ständ ich ganz alleine vor diesem, vor dieser, vor diesem Neuen. Und das, nee. Also ich find, dass sollte man den Kindern nicht antun.“¹⁰

„Selbst wenn das ganz schrecklich war, war es mir ja vertraut“ beschreibt sein Erleben als kleiner Junge sehr präzise. Im zweiten Teil betont er, wie wichtig es für ihn war, dass er von seinen Schwestern nicht getrennt wurde.

Das Erleben der jungen Frau hat anschaulich gemacht, wie solche extrem kontrastreichen Situationen erlebt werden können. Hier wird der Verhandlungshaushalt¹¹ unter den Kindern zunächst als Sensation empfunden und Erwachsene treten in diesem Zitat gar nicht unmittelbar auf. Dieses – in mancher Hinsicht besonders schöne – Beispiel zeigt eines von mehreren Profilen von Übergangserfahrungen. Es kann aber nicht generalisiert werden.

Denn einzelne Beispiele können pauschalisierende Annahmen bestärken, wenn sie generelle Deutungsmuster und Alltagstheorien – hier zur allgemeinen Differenz von Herkunftsfamilien und Pflegefamilien – scheinbar bestätigen. Sie erscheinen dann als Beleg mit allgemeinem Gültigkeitsanspruch. Tatsächlich kann ein – auch authentisches – Beispiel eine solche allgemeine Verifikation selbstverständlich nicht erbringen. Die hohe Plausibilität für den Einzelfall ist für den Einzelfall gültig, seine Gültigkeit darüber hinaus ist so nicht nachzuweisen. Gerade im Nachdenken über das Leben in der Pflegefamilie im Vergleich zu dem in der Herkunftsfamilie sind solche Narrative – zum Beispiel als Erfahrungsschilderungen von Pflegeeltern oder aus der therapeutischen Praxis mit Pflegekindern – sehr eindrucksvoll. Sie können dann dazu verführen, den Einzelfall für

10 Petri, C., Pflegekinder und ihre Geschwister – sozialisatorische Bedeutung und professionelle Gestaltungsaufgabe, in: Wolf, K. (Hrsg.), Sozialpädagogische Pflegekinderforschung, Bad Heilbrunn 2015, S. 120.

11 Büchner, P., Vom Befehlen und Gehorchen zum Verhandeln. Entwicklungstendenzen von Verhaltensstandards und Umgangsformen seit 1945, in: Preuss-Lausitz, U./Büchner, P./Fischer-Kowalski, M. u. a. (Hrsg.), Kriegskinder, Konsumkinder, Krisenkinder. Zur Sozialisationsgeschichte seit dem Zweiten Weltkrieg. Weinheim, Basel 1989, S. 196–212.

das Allgemeine zu nehmen. Wenn dann die Wahrnehmung und Interpretation des nächsten Einzelfalls nur im Lichte des zu Unrecht als generell gültig angesehenen Zusammenhangs erfolgt, kommt es leicht zu Fehleinschätzungen oder zu einem Verzicht auf eine genaue Prüfung der Verhältnisse im Einzelfall. Die Komplexität des Zusammenspiels mehrerer wichtiger Einflussfaktoren wird dann zu wenig beachtet.

Nach meinem Eindruck ist dies auch oft eine Quelle von Missverständnissen in der Kommunikation von Sozialen Diensten und (Familien-)Gerichten. In den Stellungnahmen der Sozialen Dienste werden dann Aussagen über allgemeine Zusammenhänge gemacht, die wissenschaftlich – mehr oder weniger gut – abgesichert sind und Wahrscheinlichkeiten prognostizieren lassen. Das Gericht erwartet aber eine Untersuchung des spezifischen Einzelfalls und eine Begründung, wie der allgemeine Zusammenhang sich hier genau darstellt.

Um das Zusammenspiel unterschiedlicher Einflussfaktoren erfassen zu können, ist ein Denken in Interdependenzgeflechten notwendig, das nicht einzelne lineare Ursachen-Wirkungs-Zusammenhänge herauslöst und ohne seine Kontexte betrachtet. Das soll anhand der Prozesse, die zu einer stabilen Integration des Kindes in die Pflegefamilie führen können, illustriert werden.

Damit eine stabile, die erwartbaren Krisen gut bewältigende, nachhaltige Integration der Kinder in die Pflegefamilie gelingen kann und sich lange biografische Linien entwickeln können, müssen Voraussetzungen auf vielen Ebenen erfüllt sein und zusammenspielen: Es müssen sich sichere Bindungen zwischen Kind und Pflegeeltern entwickeln – was keineswegs von alleine und quasi automatisch geschieht und unter anderem

- eine entsprechende eigene Kindheitserfahrung der Pflegeeltern und einen konstruktiven Umgang mit ihrer eigenen Bedürftigkeit voraussetzt,
- eine gute Bewältigung des Herkunftsthemas bei den Pflegekindern inklusive der dafür notwendigen Begleitung und Unterstützung – z. B. durch Biografiearbeit¹² und
- durch eine Bewältigung der mit der Trennung von ihrem Kind verbundenen Probleme bei der Herkunftsfamilie gefördert wird, die die Entwicklung einer von ständiger Unsicherheit befreiten, kontinuierlich sichernden Perspektive erleichtert.

Die Abbruchquote von langfristig angelegten Pflegeverhältnissen im Jugendalter der Pflegekinder ist – wie internationale Studien zeigen¹³ – hoch. Wenn das Thema Abstammung und Herkunft für die Kinder, das eine notwendige, pflegekinderspezifische Entwicklungsaufgabe¹⁴ ist, zu gravierenden Belastungen in ihrem Verhältnis zu den Pflegeeltern wird und die Sinnkonstruktion¹⁵ der Pflegeeltern in Krisensituationen („War alles vergeblich, was wir bisher getan haben?“, „Bleiben die Eltern immer die wichtigeren Menschen?“) erodiert, steigt das Abbruchrisiko erheblich. Der Umgang mit diesem Lebensthema der Herkunft beeinflusst also auch die Stabilität der Integration.

12 Ryan, T./Walker, R., Wo gehöre ich ihn? Biografiearbeit mit Kindern und Jugendlichen, Weinheim, Basel 2007. Lattchar, B./Wiemann, I., Mädchen und Jungen entdecken ihre Geschichte. Grundlagen und Praxis der Biografiearbeit. Weinheim, München 2007.

13 Berridge, D./Cleaver, H., Foster Home Breakdown, Oxford 1987.

14 Gassmann, Y., Pflegeeltern und ihre Pflegekinder. Empirische Analysen von Entwicklungsverläufen und Ressourcen im Beziehungsgeflecht, Münster 2009.

15 Schäfer, D., „Darum machen wir das ...“ Pflegeeltern von Kindern mit Behinderung – Deutungsmuster und Bewältigungsstrategien, Siegen 2011.

Betrachtet man diese Faktoren im Zusammenhang, erscheint es eher bemerkenswert, dass sich eine solche tiefe Beheimatung überhaupt in einigen Fällen entwickelt und es wird deutlich, dass sie nicht als Regelfall unterstellt werden kann.

Auch die statistischen Daten – wir wünschten sie uns noch viel differenzierter – zeigen, dass der nächste Ort nach der Unterbringung in einer Pflegefamilie häufig eine andere Pflegefamilie, eine Heimeinrichtung oder eine andere Einrichtung ist¹⁶ und relativ seltener die eigene Wohnung.

Auch die tatsächlich große Vielfalt von sehr unterschiedlichen Formen von Pflegefamilien, die es neben der oft als Referenzmodell angenommenen adoptionsähnlichen Dauerpflege gibt, lässt eine eindimensionale Konstruktion einer typischen Familienkultur in Pflegefamilien nicht zu.

Diese tatsächliche Vielfalt soll nun noch exemplarisch skizziert werden. Vielfalt – wer die Anschlüsse an den postmodernen Sprachgebrauch schätzt, kann auch von Diversity sprechen – wird in folgenden Pflegefamilienformen besonders deutlich.

3 Pflegefamilien für ältere Kinder

Zwar wünschen sich viele Pflegeeltern die Aufnahme eines Säuglings oder Kleinkindes, es gibt aber auch Pflegeeltern, die sich aufgrund ihres Alters, ihrer Lebensverhältnisse und ihres offeneren Familienmodells die Aufnahme älterer Kinder und junger Jugendlicher vorstellen können und wir haben in der Forschung eindrucksvolle Beispiele für das Gelingen solcher Pflegeverhältnisse gefunden.¹⁷ Hier geht es im Umgang mit den jugendlichen Pflegekindern sehr stark um die Vereinbarkeit der Autonomieentwicklung als jugendalterspezifische Entwicklungsaufgabe mit der Bedürftigkeit auch dieser Jugendlichen nach einer besonderen Beziehung zu einem Erwachsenen.

Ein Junge, der erst mit 14 Jahren – nach mehreren Stationen in anderen Pflegefamilien und zuletzt in einem Heim – in seine letzte Pflegefamilie kam und dort bis in das Erwachsenenalter lebte, beschreibt dies so:

„dass man Pflegekinder am Anfang nicht sofort ähm (.) ja irgendwie so, so überbemuttert oder ähm erwartet, äh man hat dann so n total inniges Verhältnis was ja gar nicht sein kann, das (.) muss sich erst mal entwickeln und das war auch der Fall, dass meine Eltern ähm ja ähm mich entwickeln lassen haben (.) ja in ihrem Verhältnis äh zu ihnen, das ging auch zum Beispiel mit Körperkontakt und so konnt ich am Anfang nicht so gut haben ähm mit meiner Schwester gar kein Problem, aber ähm wie gesagt ich hatte immer so n, noch so n kleinen Schlag gehabt sag ich jetzt mal was Autoritäten angeht, da war eigentlich immer noch so n Unterbewusstsein noch so n so ne Antipathie jetzt nicht bewusst, und ich wollte das eigentlich auch nicht, aber ähm ja, war war halt eben so, meine Eltern die ham das dann auch akzeptiert wenn zum Beispiel meine Mutter mich dann irgendwie äh, wenn wir uns dann verabschiedet ham zur Nacht mich umarmen wollte, dann hab ich das zwar irgendwie auf mich dulden lassen, aber irgendwie (.) ja hab ich sie auch so halbwegs irgendwie noch so weggestoßen irgendwie naja also, aber die ham das auch akzeptiert und ähm hat das schon, ja so schon fast seine drei Jahre gebraucht bis ich das zulassen konnte richtig“¹⁸

16 Statistisches Bundesamt, Statistiken der Kinder- und Jugendhilfe, Wiesbaden 2015, online verfügbar: https://www.destatis.de/DE/Publikationen/Thematisch/Soziales/KinderJugendhilfe/ErzieherischeHilfeVollzeitpflege5225115137004.pdf?__blob=publicationFile.

17 So hat Daniela Reimer zwei Biografien von Jugendlichen analysiert, die erst im Alter von 14 Jahren in ihre Pflegefamilie gekommen sind, in der sich dann tiefe Beziehungen entwickelt haben.

18 Reimer, D., Pflegekinder in verschiedenen Familienkulturen – Belastungen und Entwicklungschancen im Übergang, Siegen 2008, S. 86.

4 Unterschiedliche Dauer von Pflegeverhältnissen

Sowohl beim Aufnahmealter als auch bei der geplanten Dauer gibt es eine Vielfalt, die die Subsumtion unter ein Einheitsmodell Dauerpflege ausschließt. Bei der Bereitschaftspflege zum Beispiel spielt die a priori enger begrenzte Dauer eine wichtige Rolle. Eine solche Pflegefamilie muss auch ganz andere Erwartungen erfüllen und ihren Lebensstil darauf einstellen. Andere Formen von Kriseninterventionen in Pflegefamilien oder von Kurzzeitpflege sind ebenfalls – regional sehr unterschiedlich – verbreitet.

5 Verwandten- und Netzwerkpflege

Bei der Verwandten- und Netzwerkpflege – in der nahe Verwandte des Kindes oder Menschen aus dem Netzwerk, für die das Kind keine fremde Person ist, die Betreuung für längere oder kurze Zeit übernehmen – ist in der Regel eine deutlich größere Nähe der sozialen, kulturellen und religiösen Verortung zu erwarten und eine größere Ähnlichkeit der Familienkulturen. Diese Form der Betreuung spielt eine wichtige Rolle. So wurden in Deutschland im Jahre 2013 51.819 Kinder in Fremdpflege und 15.993 in Verwandtenpflege – die Netzwerkpflege wird nicht speziell erfasst – betreut. In diesen Zahlen ist die Verwandtschaftspflege nur zu dem Teil erfasst, bei dem sie als Hilfe zur Erziehung „offiziell“ etabliert ist. Die informelle Verwandtenpflege, die ohne Beteiligung der Jugendämter von den Eltern selbst organisiert wird, kommt noch hinzu. In den Niederlanden liegt der Anteil der Verwandten- und Netzwerkpflege bei weit über 50 % der Pflegeverhältnisse.

6 Unterschiedliche Familienformen

Auch die Vielfalt an Familienformen in der Pflegekinderhilfe spielt eine wichtige Rolle. Es gibt Einelternfamilien, gleichgeschlechtliche Pflegeelternpaare¹⁹, Familien mit unterschiedlichen Migrationsgeschichten, Familien mit einem großen und aktiven Verwandtschafts- und Freundschaftsnetzwerk und solche, die stärker isoliert sind (was ein eigenständiger Risikofaktor sein kann). Das ganze Spektrum an familialen Lebensformen in unserer Gesellschaft kann sich auch im Bereich der Pflegefamilien wiederfinden – allerdings nicht in der gleichen Verteilung. Alle Vorstellungen von Pflegefamilien, die diese Vielfalt nicht berücksichtigen und von Vorstellungen eines einzigen Familienmodells ausgehen, sind daher extrem unterkomplex.

7 Verschiedene Identitätskonzepte der Pflegeeltern

Eine weitere, für die Erziehung in Pflegefamilien sehr relevante Unterscheidung ist in Großbritannien erforscht worden. Dort werden über 80 % der fremduntergebrachten Kinder in sehr unterschiedlichen Formen von Pflegefamilien („family foster care“) betreut, die restlichen knapp 20 % in der Heimerziehung und im Strafvollzug. Das Spektrum der Pflegefamilien ist daher besonders weit und ermöglicht Anschlüsse auch an professionelle Settings in und von Organisationen.

19 Jespersen, A., Gleichgeschlechtliche Paare als Pflegeeltern. Siegen 2014.

Eine Untersuchung von Gillian Schofield²⁰ an der University of East Anglia fasst die Ergebnisse so zusammen:

„Analysis of the interviews with 40 foster carers found that there was great variety among carers who offered a long-term foster family placement intended to be permanent. In addition to the differences in background and motivation, there seems to be an important question regarding role identity in relation to long-term fostered children. Carers seem to fall into four groups: 1) Carers who identify themselves primarily as carers, but also take on the role of parent 2) Carers who identify themselves primarily as parents, but accept the role of carer 3) Carers who identify themselves as carers and do not take up the role of parent 4) Carers who identify themselves as parents and reject the role of carer. These differences have implications for practice in recruitment, and support but also in matching carers' expectations with the needs of children. What seem to be most needed are flexible carers who manage the carer/parent roles in ways that enable them to make a parenting commitment while also managing for themselves and the children the fact of the children's care identity and contact with the birth family. The study also found that those who had flexible role identities were also more likely to be tune into and able to provide a secure base to troubled children (Schofield and Beek 2006, 2008).“

Die erste wichtige Unterscheidung erfolgt zwischen Betreuungspersonen, die eine Rollenidentität als Carer entwickelt haben und solchen, die eine als Parents entwickelt haben.

Die sich primär als Carer verstehen und für die vielleicht der Begriff Betreuungsperson am besten passt, genießen ihre Rolle als professionelle Betreuer mit entsprechenden Fähigkeiten und eine gute Zusammenarbeit mit den Sozialarbeitern, schätzen Ausbildungsmöglichkeiten, arbeiten in positiver Weise mit dem Kind zusammen und berücksichtigen ihre Rolle als Betreuer auch im Verhältnis zur Herkunftsfamilie.

Ihre besonderen Stärken liegen darin, dass sie

- sich auch auf zeitlich befristete oder in der Zeitperspektive unklare Betreuungsaufgaben einlassen können, mit Sozialen Diensten gut zusammenarbeiten und ein Selbstbewusstsein als Professionelle entwickeln und präsentieren,
- nicht darauf angewiesen sind, dass ihnen von den Kindern, deren Eltern oder Sozialen Diensten eine Elternrolle zugestanden wird.

Potenzielle Schwächen liegen darin, dass sie

- leichter zu der Entscheidung kommen, dass das Kind bei ihnen fehlplatziert ist,
- dass sie eher Unterschiede zwischen eigenen und betreuten Kindern machen und die anderen Kinder nicht so leicht als vollwertige Familienmitglieder akzeptieren und
- sie leichter in andere berufliche Tätigkeitsfelder wechseln können und wollen.

Die, die eine Rollenidentität als Parents – also Eltern – haben, sind sehr motiviert eine Familie zu bilden, betonen die Normalität der Kinder in einer Familie, handeln wie andere Eltern auch und nutzen ihre eigenen Familien- und Freundschaftsnetzwerke zur Unterstützung.

20 Schofield, G./Ward, E., Achieving permanence in foster care: Carers' and children's experiences, in: Erik, J. Knorth/Kalverboer, M./Knot-Dickscheit, J. (Hrsg.), Inside out. How Interventions in Child and Family Care work. An international Source Book. Antwerp – Apeldoorn 2010, S. 233–235.

Ihre besonderen Stärken liegen darin, dass sie

- sich insbesondere mit der langfristigen Beheimatung von Kindern identifizieren können, zu einer Sicherheit gebenden Bezugsperson auch im Erwachsenenalter der Kinder werden und eine ganzheitliche Zuständigkeit und Verantwortlichkeit entwickeln und
- den Kindern Erfahrungen als ein (relativ) normales Familienmitglied in einer „richtigen“ Familie ermöglichen.

Potenzielle Schwächen liegt darin, dass sie

- manchmal größere Schwierigkeiten haben, mit den Mitgliedern der Herkunftsfamilie konstruktiv umzugehen und deren Bedeutung für das Kind zu akzeptieren,
- Rückführungen oft grundsätzlich kritisch oder als Bedrohung sehen und
- besonders verletzbar sind, wenn ihre Rolle als zentrale Bezugsperson in Frage gestellt wird und es als eine Überforderung empfinden, wenn eine professionelle Distanzierung von ihnen gefordert wird.

Sowohl Menschen mit einer Rollenidentität als Carer als auch solche mit einer als Parents sind gut geeignet, andere Kinder zu betreuen, wenn sie einige Elemente des jeweils anderen Konzeptes nicht grundsätzlich ausschließen, also eine flexible Rollenidentität entwickelt haben.²¹ Das meint, dass die mit Carer-Identität auch akzeptieren, dass das Kind ein richtiges Familienmitglied ist und die Erwartung eines Kindes akzeptieren können, auch bis in das Erwachsenenalter zur Familie dazuzugehören. Für die mit Parents-Identität ist wichtig, dass sie akzeptieren können, dass sie im Auftrag einer Behörde tätig sind und die Sozialarbeiterinnen als Unterstützung für sich und die Kinder nutzen. Hingegen gibt es in beiden Identitätskonzepten Schwierigkeiten, Konflikte und höhere Abbruchquoten, wenn die Rollen rigide gehandhabt werden und die Carer keinerlei Eltern-Verantwortung übernehmen und die Parents die Betreuerrolle und den organisatorischen und rechtlichen Rahmen grundsätzlich zurückweisen und „gegen das System kämpfen“.

Es ist zu erwarten, dass sich die familialen Umgangsformen von Pflegeeltern mit Parents-Identität von denen von Carern unterscheiden, da die Carer eher professionelle Elemente in ihren Umgang mit dem Pflegekind integrieren. Homogene Gruppen stellen sie aber beide sicher nicht da. Sie haben ein jeweils ähnliches Identitätskonzept, ansonsten sind es individuelle Menschen mit individuellen Lebensstilen und Umgangsformen.

Sowohl hinsichtlich der Familienformen als auch hinsichtlich der Identitätskonzepte gibt es also bei Pflegefamilien eine große Vielfalt. Eine allgemeine Kennzeichnung der Pflegefamilienkulturen ist daher nicht möglich und nicht sinnvoll.

Es gibt aber einen Zusammenhang, der extreme Umgangsformen in der Pflegekinderhilfe unwahrscheinlich macht: Die Pflegeelternbewerber werden hinsichtlich ihrer Eignung geprüft. Zu dieser Prüfung gehören die Vorlage eines polizeilichen Führungszeugnisses und sehr oft eines Gesundheitszeugnisses und schließlich Gespräche mit den potenziellen Pflegeeltern und ggf.

21 Schofield, G./Beek, M./Ward, E. u. a., Professional foster carer and committed parent: role conflict and role enrichment at the interface between work and family in long-term foster care, in: Child and Family Social Work (18) 2013, S. 46–56.

weiteren Haushaltsmitgliedern und Hausbesuche. Bei der Erstellung einer Eignungsprognose²² spielen „weiche“ Kriterien des Familienklimas, des emotionalen Zugangs zu Kindern, der kindgerechten Gestaltung des Zusammenlebens usw. eine Rolle. Pflegeelternbewerber, die z. B. signalisieren, dass sie Körperstrafen für ganz selbstverständlich halten oder solche, die signalisieren, dass man am Kinder am besten in Ruhe lasse und jede Erziehung sich doch als schwarze Pädagogik erweise, haben kaum eine Chance, als Pflegeeltern anerkannt zu werden und ein Pflegekind zu erhalten. Insofern können wir davon ausgehen, dass im Durchschnitt Pflegefamilien ein für die Entwicklung der Kinder günstigeres Familienklima haben. Daraus ergeben sich kaum Schlussfolgerungen für jeden Einzelfall, aber insgesamt bieten Pflegefamilien eher besonders günstige Entwicklungsbedingungen. Für die Formen der Verwandtschaftspflege, deren Anerkennung als Hilfe zur Erziehung von den Jugendämtern verweigert worden ist, kann das nicht angenommen werden. Das wiederum spricht nicht generell gegen die Verwandtschafts- und Netzwerkpflege. Es weist aber auf mögliche Probleme bei den Verwandtschaftspflegefamilien hin, in denen das Kind mit Zustimmung der Personensorgeberechtigten lebt, die von den prüfenden Jugendämtern aber als so bedenklich eingeschätzt wurden, dass zwar keine akute Kindeswohlgefährdung besteht – dann müsste das Kind dort herausgenommen werden – aber so große Einschränkungen für eine gute Entwicklung gesehen wurden, dass sie als Ort, an dem eine Vollzeitpflege stattfinden kann, nicht anerkannt wurden.

8 Herkunftsfamilien: alle ähnlich?

Wir haben gesehen, dass es bei Pflegefamilien eine große Vielfalt gibt und dass auch ein breites Spektrum von unterschiedlichen Familienkulturen zu erwarten ist. Das gilt auch für Herkunftsfamilien. Eine soziale Konstruktion, die die Herkunftsfamilien in toto als Ort gefährdeter Entwicklung, von Traumatisierungen, Gewalt, Vernachlässigung oder sexualisierten Grenzüberschreitungen kennzeichnet, geht an der Wirklichkeit der Familien vorbei. So sind erhebliche Unterschiede zu erwarten, wenn auf der einen Seite Eltern sich in einer sehr schwierigen Lebenssituation sehen und die Unterbringung ihres Kindes in der Pflegefamilie beantragen, weil sie derzeit ihrem Kind nicht gerecht werden können, und auf der anderen Seite Eltern, bei denen eine Inobhutnahme aufgrund einer so erheblichen Gefahr vorliegt, dass eine erhebliche Schädigung des geistigen, seelischen oder körperlichen Wohls des Kindes mit ziemlicher Sicherheit voraussehen lässt.²³

Insgesamt sind die Herkunftsfamilien in einer höheren, oft gravierenden Belastungssituation als der Durchschnitt der Familien. So weist die Bundesstatistik 2015 auf der Datenbasis des Jahres 2013 aus, dass der Anteil der Alleinerziehenden mehr als dreimal so hoch ist wie der der zusammenlebenden Elternpaare, dass bei fast einem Drittel der 2013 begonnenen Vollzeitpflegen ein teilweise oder vollständiger Entzug der Elterlichen Sorge durch Familiengerichte stattgefunden hat und bei fast 50 % aller laufenden Pflegeverhältnisse.²⁴

22 Helming, E./Eschelbach, D./Spangler, G. u. a., Einschätzung der Eignung und Vorbereitung von Pflegepersonen, in: Kindler, H./Helming, E./Meysen, T., u. a. (Hrsg.), Handbuch Pflegekinderhilfe, München 2011, S. 398–447.

23 BGH FamRZ 1956, 350, 351.

24 Statistisches Bundesamt, Statistiken der Kinder- und Jugendhilfe, Wiesbaden 2015, online verfügbar: https://www.destatis.de/DE/Publikationen/Thematisch/Soziales/KinderJugendhilfe/ErzieherischeHilfeVollzeitpflege5225115137004.pdf?__blob=publicationFile.

Als zentrale Gründe für die Gewährung einer Hilfe zur Erziehung (nicht speziell für die Vollzeitpflege) nennt die Statistik²⁵:

- fehlende Erziehungskompetenz der Eltern (22,5 %)
- Auffälligkeit im sozialen Verhalten (14,2 %)
- unzureichende Versorgung/Betreuung des jungen Menschen (13,1 %)
- Gefährdung des Kindeswohls (10,1 %)
- Alle anderen Angaben liegen unter 10 %.

Auch wenn die dabei verwendeten und statistisch abgefragten Ursachen umstrittene Attributionen enthalten, zeigen sie doch erhebliche Einschränkungen für eine gute Entwicklung der Kinder,²⁶ die u. a. den „erzieherischen Bedarf“ begründen. Speziell für die Vollzeitpflege lassen sich die Ergebnisse so zusammenfassen:

„Bei der Inanspruchnahme der Vollzeitpflege geht vor allem die unzureichende Förderung, Betreuung oder auch Versorgung des jungen Menschen voraus ... Bei etwa 2 von 3 Hilfen wird dies als Hauptgrund angegeben.“²⁷

Familien aus unteren sozialen Schichten sind bei den Herkunftsfamilien deutlich überrepräsentiert. Früher ist man von einem Zusammenhang von Schichtzugehörigkeit und Erziehungsstil ausgegangen, der in einer sehr holzschnittartigen Weise so zusammengefasst wurde: Autoritäre, auch körperliche Sanktionen einsetzende Erziehungsmaßnahmen waren in unteren Schichten stärker zu erwarten, verhandlungsorientierte („Vom Befehlen und Gehorchen zum Verhandeln“) eher in den bildungsorientierten Mittelschichten. Die Unterschicht erschien dann als Hinterherhinker hinter einer breiten gesellschaftlichen Entwicklung, bildungsorientierte Mittelschichteltern eher als Vorauseilende.²⁸ Ob die Zuordnungen heute die Erziehung in unterschiedlichen Milieus hinreichend genau erfasst, erscheint doch fraglich. Dass es – allerdings komplexe – Zusammenhänge zwischen Unterprivilegierung, Leben in Armut und Belastungen mit zusätzlichen Problemen einerseits und den Umgangsformen mit den Kindern andererseits gibt, ist unbestritten.

Betrachten wir die Vielfalt bei Pflegefamilien und die Vielfalt bei Herkunftsfamilien und berücksichtigen den Mangel an empirisch gut abgesichertem Wissen über das Spektrum an Umgangsformen in den Familien, mahnt dies zu einer Zurückhaltung bei allzu pauschalen Aussagen zur Differenz oder bei einer vorschnellen Bewertung. Denn das fehlende Wissen kann in einer seriösen Betrachtung nicht durch spekulative Annahmen ersetzt werden. Gut abgesichert sind Hinweise auf ein relativ hohes Belastungspotenzial in der Herkunftsfamilie und die spezifische Selektion bei der Anerkennung von Pflegeelternbewerbern.

Ein empirischer Zugang, der einen tiefen Einblick in die Differenzen im Einzelfall geben kann, ist das Erleben der Kinder, wie es in biografisch-narrativen Interviews zum Ausdruck kommt.

25 Fendrich, S./Pothmann, J./Tabel, A., Monitor Hilfen zur Erziehung, Dortmund 2014, S. 40.

26 Wolf, K.: Sozialpädagogische Interventionen in Familien. Weinheim, Basel 2015, 2. Aufl.

27 Fendrich, S./Pothmann, J./Tabel, A., Monitor Hilfen zur Erziehung, Dortmund 2014, S. 42.

28 Du Bois-Reymond, M., Die moderne Familie als Verhandlungshaushalt. Eltern-Kind-Beziehungen in West- und Ostdeutschland und in den Niederlanden, in: dies./Büchner, P./Krüger, H.H. (Hrsg.), Kinderleben. Modernisierung von Kindheit im interkulturellen Vergleich, Opladen 1994, S. 137–220.

Die Ergebnisse sind aus methodischen Gründen nicht repräsentativ, sie zeigen aber doch einige Trends, die als Hypothesen eine erste Verifizierung erfahren haben. Diese sollen nun an Beispielen illustriert werden.

9 Wie erleben Kinder den Übergang?

Ältere Kinder und junge Jugendliche können ihr Erleben beim Übergang von der Herkunftsfamilie in die Pflegefamilie oft differenziert beschreiben. Deswegen werden zur Illustration insbesondere Zitate aus Interviews mit Älteren ausgewählt. Das soll nicht den Eindruck erwecken, dass überwiegend ältere Kinder in Pflegefamilien aufgenommen werden.

Die zentrale Botschaft vieler Kinder ist, dass sie zunächst das Gefühl hatten, in einer völlig fremden Welt gelandet zu sein. Die Konnotationen sind unterschiedlich und reichen vom Wunder im Sinne einer sensationell positiven Erfahrung bis zum Gefühl tiefer Irritation und eingeschränkten Handlungsmöglichkeiten. Das Gemeinsame ist aber die Dimension des Fremden, Unerwarteten, Neuen. Sie sind in eine andersartige Welt gekommen. Das kennzeichnet erhebliche Unterschiede zwischen den beiden Familienkulturen.

Iris, eine erfolgreiche Frau, die als 33-Jährige interviewt wurde, erinnert sich an das erste Frühstück in ihrer Pflegefamilie, in der sie mit 14 Jahren aufgenommen wurde, so:

„und dann (.) war der Tisch da gedeckt und da (...) ich war im ersten Moment so irgendwie so sehr überrascht, weil ich dachte hä frühstücken wir jetzt hier morgens alles zusammen und so und war irgendwie so völlig und dann saß, saß meine Pflegemutter auch da also man muss dazu sagen, die war nicht berufstätig die ist dann wegen mir aufgestanden und mir war das am Anfang sehr unangenehm, weil ich dachte, warum steht die jetzt extra wegen mir auf, guckt die jetzt, ob du da, ob du dich wäschst und ob du deine Sachen packst und auch wirklich in die Schule gehst und so also, aber das war nicht der Grund, sondern die wollte mit mir da morgens frühstücken und das war für mich so fremd, ich hab dann mich dann auch da hingesetzt und konnte auch erst gar nix essen.“²⁹

Die 14-Jährige hatte bis dahin noch nie erlebt, dass eine Bezugsperson für sie extra morgens aufsteht, das Frühstück zubereitet und mit ihr gemeinsam einnehmen will. Die bisherigen Lebensfelder und dieses neue unterscheiden sich also u. a. in dem Ausmaß der Sorge der Erwachsenen und der gemeinsamen Aktivitäten im alltäglichen Leben. Später wird sie das sehr positiv interpretieren, am Anfang war es aber eine völlig fremde Situation, die sie zunächst handlungsunfähig macht („konnte auch gar nix essen“).

Oft erleben die Kinder die Veränderung als eine Differenz in den äußeren Lebensbedingungen und konkreten Aufgaben, die im Lebensfeld entstehen oder nicht mehr entstehen. Eine junge Frau beschreibt ihr Erleben mit ca. 6 Jahren in der neuen Pflegefamilie so:

„solche Sachen, die warn auf einmal, warn das keine Probleme mehr wo man sich früher jeden Tag mit beschäftigt hat das war da normal, Essen war immer da, warmes Wasser war immer da, vernünftige Kleidung war da, (.) alles was ich nicht kannte (.) es war n komplett neues Leben für mich. genauso wie ich halt in diese Familie hier kam und mir mit sechs Jahren fast jeder Zahn weggefault ist, weil ich Zähneputzen gar nicht kannte ich wusste nicht was Zähneputzen is und ich war sowieso total unterentwickelt ich hatte rie-

29 Reimer, D., Pflegekinder in verschiedenen Familienkulturen – Belastungen und Entwicklungschancen im Übergang. Siegen 2008, S. 124.

sengroße Lücken, ich hab Fragen gestellt, die sich eigentlich für n fünf-sechsjähriges Mädchen gar nicht gehörten, aber warn halt richtig Bildungslücken und merkte richtig, dass ich was verpasst habe.“³⁰

Viele der Pflegekinder erleben eine deutlich stärkere Kindzentrierung in dem neuen Lebensfeld, in dem die Erwachsenen sich unmittelbar auf das Kind und seine Wünsche, Sichtweisen und spezifische Bedürftigkeit einstellen. Das wird in dem folgenden Zitat aus dem gleichen Interview deutlich.

„... ich hatte so ne Kulturtasche dabei mit ganz vielen ganz vielen Haarspangen und so weil ich hatte damals als Kind auch meine Haare bis zum Po und ähm ne richtig dicke und da war ich ganz stolz drauf und dann hab ich ihr bestimmt anderthalb Stunden lang meine Haarspangen gezeigt und die hat sich auch richtig toll dafür interessiert und diese Fürsorge die kam mir so (...) ich weiß nicht, sie war halt angenehm für mich, sie hat richtig Wärme ausgestrahlt, das war irgendwie das hat sofort am Anfang gepasst und dann hat sie mir auch ihre äh so, meine Hände eingecremt und so, das kannt ich alles gar nicht.“³¹

Eine andere junge Frau beschreibt die Differenz in den Umgangsformen in der Familie mit der Mutter und der Verwandtschaftspflege bei den Großeltern:

„Also, es herrschte auch ein ganz anderer Umgangston. Also hätte ich zu Oma und Opa gesagt: ‚Boah, lass mich in Ruhe!‘, dann wäre es schon, also dann wären die glaub ich schon nicht so erfreut gewesen. Und bei Mama war es einfach ganz normaler Umgangston. Und sich dann wieder umzugewöhnen, also was Sprache anging, was Verhalten anging. Das ist schwer zu beschreiben. Das ist so ein, ich glaube, das ist mehr so ein Gefühl. Dass es bei Oma und Opa einfach geregelter ablief. Und ja, einfach auch ein anderer Umgangston herrschte, ein höflicherer. Und aber es war auch nicht so, dass bei Mama, dass man sich jetzt gegenseitig beleidigt hat, sondern es war halt ja eher so, wie wenn man mit seinen Freunden spricht. Also es war schon schwer, von diesem flapsig ist auch das falsche Wort. Also es war halt so ein salopperer Umgangston als bei meinen Großeltern. Und ja, dass ich lange Fernsehen gucken durfte. Und wenn man das drei Wochen hat und dann zurück muss, denkt man sich: Toll, warum darf ich das da und hier nicht? Wo ist da jetzt der Sinn? Also es waren immer so zwei Welten, in die man dann von denen man gewechselt hat.“³²

Hier ringt das ehemalige Pflegekind um die richtigen Worte, mit denen es die Differenzen zwischen der Familienkultur bei der Mutter und der bei den Großeltern bezeichnen kann: Bei den Großeltern geht es geregelter zu, zum Beispiel sind die Fernsehzeiten enger begrenzt, es besteht eine klare Ordnung in den Generationenbeziehungen (während sie mit der Mutter „eher so, wie wenn man mit Freunden spricht“ umgeht) und insgesamt herrscht ein höflicherer Umgangston.

Ich hatte oben beschrieben, dass in der Verwandtschaftspflege geringere Differenzen in den Familienkulturen auftreten können als in der Fremdpflege. Alleine an diesem Beispiel sehen wir, dass im Einzelfall die Verhältnisse aber auch durchaus anders sein können und deswegen auch hier allgemeine Aussagen zur höheren Wahrscheinlichkeit für die Beurteilung des Einzelfalls nicht hinreichend sind.

Zum Abschluss folgt ein Zitat, das einen besonderen Druck zu einer Verhaltenssteuerung illustriert, der speziell mit dem Status des Mädchens als Pflegekind zusammenhängt. Eine junge Frau bilanziert, auf ihre Jugend in der Pflegefamilie zurückblickend:

30 Reimer a. a. O., S. 131.

31 Reimer a. a. O., S. 141.

32 Pierlings, J., Leuchtturm-Projekt PflegeKinderDienst, Köln 2011, S. 20.

„Ich hatte halt immer Angst, dass ich abgegeben werde. Das war das Schlimmste an diesem ganzen Pflegegedöns. Sag ich jetzt mal. Also das war wirklich das Allerschlimmste. Immer diese Angst zu haben, die können mich jederzeit abgeben. Und ich denk mal, dass ich deswegen zum Teil auch wirklich ja, also unterdrückt gelebt hört sich jetzt ganz furchtbar an. Aber, dass ich oft auch Sachen getan habe, ja, um einfach nett dazustehen. Also wenn mich meine Eltern um irgendwas gebeten haben, hat mich natürlich genervt. Was weiß ich, was auch immer. Müll runter zu bringen, Spülmaschine auszuräumen, hab ich dann gemacht, wo meine Brüder dann wahrscheinlich ein Theater bis weiß ich nicht bis wohin gemacht hätten. Und da wahrscheinlich meine Eltern in manchen Situationen dann natürlich auch in ihrer Pubertät mit denen große Auseinandersetzungen hatten. Hatte ich nicht. Also ich hab mich dann verzogen und hab das so für mich dann ausgemacht irgendwie. Also das war schon so dieses Gefühl, wieder abgegeben zu werden. Das war ganz, ganz furchtbar. Und ich glaub, das hat mich einfach auch ein paar schöne Momente gekostet. So. Also ich hätte es einfacher leben können, mein Leben.“³³

Wir haben aus dem Kontext des Interviews keine Hinweise darauf, dass der Ausschluss der Jugendlichen für die Pflegeeltern irgendwann ein Thema gewesen wäre. Nichts spricht dafür, dass sie ihn als Steuerungsinstrument eingesetzt hätten, und doch beeinflusst das Ausschlussthema das Denken, Fühlen und Verhalten der Jugendlichen zeitweise sehr stark. Ein spezifisches Profil an Ängsten („die können mich jederzeit abgeben“) entsteht in diesem Lebensfeld des Pflegekindes und reguliert sein Verhalten. Auch unabhängig von den Intentionen der Erwachsenen ist im Erleben der Jugendlichen eine spezifische Abhängigkeit entstanden, die mir ihrer Rolle als Pflegekind zusammenhängt: Pflegeeltern – so ihr Lebensgefühl – können ihr Pflegekind leichter abgeben als ihre leiblichen Kinder. Unterschiedliche rechtliche Regelungen strukturieren den Erfahrungsraum des Pflegekindes und führen zu spezifischen Machtbalancen.³⁴

10 Zusammenfassung

Wir haben viele Hinweise auf deutliche Differenzen zwischen dem Leben in der Herkunftsfamilie und dem in der Pflegefamilie gefunden. Insbesondere im Erleben der Pflegekinder beim Wechsel bilden sich diese Differenzen oft deutlich ab. Diese Differenzen wurden als unterschiedliche Familienkulturen verstanden. Dabei werden im Einzelfall – also bei konkreten Kindern, in deren Erleben das Gefühl, in eine ganz andere Welt gekommen zu sein und ihr Umgang damit sichtbar wird – erhebliche Unterschiede deutlich. In der Zusammenschau verweisen die Schilderungen auf

- eine deutlich größere Sorge der Erwachsenen um die Kinder,
- viel mehr Gemeinsamkeiten im alltäglichen Leben und eine dichtere Verzahnung der Aktivitäten der Familienmitglieder,
- stabilere Beziehungsstrukturen im Generationenverhältnis in einer klaren Eltern-Kind-Ordnung und
- ein deutlich stärker strukturiertes und geregeltes alltägliches Leben.

³³ Pierlings, J., a. a. O., S. 20.

³⁴ Wolf, K., Zur Notwendigkeit des Machtüberhangs in der Erziehung. In: Kraus, B.; Krieger, W. (Hg.): Macht in der Sozialen Arbeit. Interaktionsverhältnisse zwischen Kontrolle, Partizipation und Freisetzung. Lage 2007, S. 93–128.

Diese Unterschiede sind relevant für die Entwicklung der Kinder und verdienen daher auch die Aufmerksamkeit der Sozialen Dienste oder Gerichte. Stereotype Vorstellungen von „der“ Pflegefamilie im Vergleich zu „der“ Herkunftsfamilie sind nicht geeignet, die Vielfalt zu erfassen.

Es lassen sich allerdings doch Tendenzen hinsichtlich von Unterschieden benennen, die auf größere Wahrscheinlichkeiten hinweisen:

- ein deutlich höheres Belastungspotenzial bei den Eltern, das im Zusammenhang mit einer nachhaltigen Unterprivilegierung steht,
- eine größere Wahrscheinlichkeit von biografischen Belastungen in der eigenen Kindheit und Jugend unter ungünstigen Bedingungen,
- eine Kumulierung dieser Belastungen aus zwei zentralen Belastungsquellen in der Lebenslage der Eltern,
- eine Auswahl der Pflegeeltern durch Eignungsprüfung und Eignungsprognosen, welche deutliche Belastungen durch Unterprivilegierung und eine misslungene Sozialintegration (durch das polizeiliche Führungszeugnis und die Prüfung der beruflichen Integration) sehr unwahrscheinlich machen,
- das selbstgewählte Projekt „Familie mit einem Pflegekind“ erhöht die Wahrscheinlichkeit von kindzentrierten Umgangsformen in der Familie und
- eine hohe Wahrscheinlichkeit der Beziehungsorientierung in der Pflegefamilienkultur.

Daniela Reimer betont – auch vor dem Hintergrund der einschlägigen internationalen Studien – die Bedeutung der Beziehungsorientierung so:

„Die Beziehungsorientierung zeigt sich insbesondere darin, dass die Erwachsenen ein großes Interesse und viel Sensibilität für den Alltag und das Erleben der Kinder zeigen. In solchen Familienkulturen finden dem Erleben der Kinder zufolge – um es mit den Worten Herman Nohls zu sagen – die Schwierigkeiten der Kinder mehr Beachtung als die Schwierigkeiten, die sie machen. Stark beziehungsorientierten und nicht-pathologisierenden Pflegeeltern gelingt es, dem Pflegekind in hohem Maße die Steuerung der Beziehung zu überlassen. Dies stellt eine besonders geeignete Art der Orientierung am Kind und dessen Bedürfnissen dar, die es dem Kind erlaubt, selbst das Beziehungstempo zu bestimmen.“³⁵

Pflegefamilien können Entwicklungslinien von Kindern nachhaltig verändern und so zu Wendepunkten („turning points“) in biografischen Verläufen führen. Dies gilt es zu fördern und abzusichern. Die Herkunft und die Beziehung zu den biologischen Eltern bleibt eine lebenslange pflegekinderspezifische Entwicklungsaufgabe, der kein Pflegekind auf Dauer ausweichen kann.

Verf.: Prof. Dr. Klaus Wolf, Universität Siegen, Adolf-Reichwein-Str. 2, 57068 Siegen, E-Mail: klaus.wolf@uni-siegen.de

35 Reimer, D., Übergänge als Kulturwechsel und kritisches Lebensereignis, in: Wolf, K. (Hrsg.), Sozialpädagogische Pflegekinderforschung, Bad Heilbrunn 2015, S. 78.